

A large, stylized white Japanese word 'おはよう' (Ohayou) is centered on a solid yellow background. The characters are thick and blocky, with a slight shadow effect. The first character 'お' is on the left, followed by 'は' and 'よう' on the right. The 'は' is a simple horizontal bar. The 'よう' is composed of a 'y' shape with a dot, followed by a 'o' shape with a dot, and a 'u' shape with a dot. The overall style is clean and modern.

Wert ist nur eine „tiefengesellschaftliche Spekulation“  
MAKROSKOP über den „Wert von Werttheorien“  
Verfasser: Hans Wiederhold

marktkritik 2023.03

© Hans Wiederhold, Berlin 2023  
Alle Rechte vorbehalten

# Wert ist nur eine „tiefengesellschaftliche Spekulation“ MAKROSKOP über den „Wert von Werttheorien“

In Makroskop 12/2023 erschienen zwei Artikel zur „Werttheorie“, „Wert und Geld“<sup>1</sup> von Ralf Krämer und, als Kritik dazu, von Paul Steinhardt „Über den Wert von Werttheorie“<sup>2</sup>. Letzterer wirft darin die Frage auf, ob es denn so etwas wie Theorien über den Wert braucht. Schon im Beitrag „Streit über der Geldbegriff“<sup>3</sup> hatte er sich gegen „tiefengesellschaftliche Spekulationen über ‚Wertäquivalente‘“ ausgesprochen<sup>4</sup>. Die Frage ist, ob Geldtheorie eine Werttheorie zur Voraussetzung hat oder auch gut ohne eine solche Grundlage funktioniert.

Es geht nicht um Sprachkritik, auch wenn Steinhardt oft über Geldbegriff, Wertbegriff etc. statt über Geld, Wert etc. schreibt. Die Wirtschaftswissenschaft benutzt Begriffe, aber ihr Gegenstand ist die Ökonomie. Schon in diesem Punkt unterscheiden sich die Artikel: Krämer macht eine Produktionsweise zum Thema, den Kapitalismus. Steinhardt nutzt zwar auch das Wort Kapitalismus, was für ihn aber nur ein anderer Begriff für Geldwirtschaft ist. Schon in einem früheren Artikel<sup>5</sup> hatte ich eine „Ausweitung der Kampfzone“ versucht: „Es gibt einen Bedingungs Zusammenhang von Geld, Kredit-system (Vermögen/Schulden) und Wertschöpfung. Wer nur das Geld im Blick hat, versteht nichts, noch nicht einmal das Geld.“ Die Verweigerung mag konsequent erscheinen: wenn es keinen Wert gibt, was soll dann Wertschöpfung sein? Fragt sich nur: was misst eigentlich die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung? Was ist dieses Sozialprodukt? Krä-

mer hat darauf hingewiesen, dass – bei allen Mängeln dieser Statistiken – dort so etwas wie nationaler „Reichtum“ gemessen wird. Gemessen wird der „Reichtum“ in seiner gesellschaftlich speziellen Form, nicht Reichtum an sich. Hier stellt sich die Frage nach der zu Grunde liegenden Theorie. Für Dirk Ehnts, der hierzulande als MMT-Propagandist allgegenwärtig ist, ist die MMT keine Wirtschaftstheorie: „Da es sich bei der MMT ‚nur‘ um eine Geldtheorie handelt, ist sie nach allen Seiten anschlussfähig.“<sup>6</sup> Nimmt man sich aus der Trinität der Begriffe – Marktwirtschaft, Geldwirtschaft, Kapitalismus – den zweiten in dem Sinne heraus, dass er die Produktionsweise am besten charakterisiert – und das tut Steinhardt –, dann stapelt Ehnts tief. Aber MMT-interne Debatten sollen uns hier nichts angehen.

Um eine Antwort auf die Frage, ob Geldtheorie eine Werttheorie braucht, geben zu können, sollen im Folgenden drei Ansätze betrachtet werden. Als erstes sehen wir uns an, wie Georg Friedrich Knapp, der Begründer der „Staatlichen Theorie des Geldes“ den Wert behandelt<sup>7</sup>. Dann kommen wir zu Joscha Wullweber, auf dessen Buch über den „Zentralbankkapitalismus“<sup>8</sup> Steinhardt positiv Bezug nimmt. Damit haben wir eine Grundlage, um den Artikel von Paul Steinhardt und dessen Bezug auf Wullweber beurteilen und den Gegensatz zu sog. Arbeitswerttheorien darstellen zu können. Das ist nämlich der zentrale Punkt, um den sich die De-

<sup>1</sup> <https://makroskop.eu/12-2023/wert-und-geld/>

<sup>2</sup> <https://makroskop.eu/12-2023/uber-den-wert-von-werttheorien/>

<sup>3</sup> <https://makroskop.eu/05-2023/streit-uber-den-geldbegriff/>

<sup>4</sup> Alle Zitate von Krämer und Steinhardt stammen aus diesen drei Beiträgen.

<sup>5</sup> <https://makroskop.eu/02-2023/geld-ohne-schulden-geht-das/>

<sup>6</sup> Dirk Ehnts, „Modern Monetary System“, Wiesbaden 2022, S. 11.

<sup>7</sup> Georg Friedrich Knapp, „Staatliche Theorie des Geldes“, 1905; 2. Auflage, 1918; 3. Auflage, 1921; jeweils durchgesehen und vermehrt.

<sup>8</sup> Joscha Wullweber, „Zentralbankkapitalismus“, Berlin 2021.

batte dreht: das Verhältnis von Wertschöpfung zum Geldsystem. Was ist Wertschöpfung, wenn es keine Werte gibt? Was misst die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung, wenn sie das Sozialprodukt berechnet? Worauf beziehen sich Angaben wie Wirtschaftswachstum, Börsenwert von Unternehmen und dgl.?

## Wert und die „Staatliche Theorie des Geldes“

Um Knapps „Staatliche Theorie des Geldes“ einordnen zu können, muss man zunächst wissen, dass er wenig bis kein Interesse an der klassischen Nationalökonomie und ihren Fragestellungen hatte: „Die Lehrstoffe der sogenannten Wirtschaftslehre und alle Dogmatik und Scholastik, die daran hängt, gibt es für mich nicht.“<sup>9</sup> Diese Einstellung ist durchaus verständlich, angesichts der „vulgärökonomischen“ Verflachung nach Smith und Ricardo. Zugleich war er aber Professor der Nationalökonomie, was zu Fehlinterpretationen seines Werks führen sollte. Eigentlich hätte bereits der Titel des Buches („Staatliche Theorie...“) warnen müssen, aber spätestens nachdem Keynes seine Theorie als ökonomische Theorie in die eigenen Werke integriert hatte, galt der „Chartalismus“ als ökonomische Theorie.

Trotz dieser Distanzierung von der klassischen Nationalökonomie ist bei Knapp der Begriff „Wert“ allgegenwärtig, wenn auch ohne Herleitung. Das „Zahlungsmittel“ ist für Knapp „Trägerin von Wertseinheiten“<sup>10</sup>. Diese „Definition“ gelte als „selbstverständliche Vorstellung – was sie gar nicht ist“, für Knapp aber kein Hindernis darstellt: „Über diesen vielumstrittenen Begriff soll hier nur gesagt werden, was für den vorliegenden Zweck durchaus erforderlich ist. Zuerst sei hervorgehoben, dass die Wertseinheit für uns nicht anderes ist als die Einheit, in welcher man die Größen der Zahlungen ausdrückt“<sup>11</sup>. Er eliminiert noch nicht den Wortbestandteil „Wert“, so wie es mit dem Begriff „Recheneinheit“ heute gängig ist. Man darf das so interpretieren: was genau Wert ist, soll die Nationalökonomie klären – für meine staatswissenschaftliche Fragestellung muss es mich nicht kümmern. Wir widersprechen. Wer beansprucht, die „metallistische

Auffassung durch eine staatswissenschaftliche zu ersetzen“<sup>12</sup>, kann bei der Frage nach dem Wert nicht auf ebendiese verweisen.

Seine Leserschaft ließ ihm das so nicht durchgehen, wie ein Vergleich der 2. und 3. Auflage (1918 und 1921) mit der 1. Auflage (1905) zeigt. In der 2. Auflage kam ein Kapitel „Über den sogenannten Geldwert“ hinzu: „Der beliebten Streitfrage über den sogenannten Geldwert ist ein besonderer Paragraph gewidmet...“<sup>13</sup>. Nach Erscheinen seines Werks sei ihm immer wieder die „Frage nach dem ‚Wert des Geldes‘“ gestellt worden, es sei „gefordert worden, daß die Staatliche Theorie hierzu Stellung nehme. Das ist bisher allerdings nicht ausführlich geschehen, und zwar aus guten Gründen. Eine Darstellung des Verwaltungsrechtes, soweit es sich um Geldwesen handelt, hat mit der Frage nach dem Werte des Geldes nur ganz wenig zu schaffen.“ Und weiter: „... gehört nicht in die Staatliche Theorie des Geldes, sondern nur in die Wirtschaftslehre“<sup>14</sup>. Offenbar genügte das seiner Leserschaft nicht, weshalb im Vorwort der 3. Auflage erneut auf Ergänzungen hingewiesen wird: „Der Schlußparagraph über den Geldwert (Seite 437) ist etwas ausführlicher behandelt“<sup>15</sup>. Inhaltlich fügt er allerdings nichts hinzu.

Wenn die Kritiker von Knapp den „Geldwert“ thematisieren, dann ist schon die Frage falsch gestellt. Zu klären wäre, wieso Geld als Wertmaß dienen kann, wozu man klären müsste, was Wert überhaupt ist. Das tut Knapp zwar auch nicht, aber zumindest erkennt er die falsche Fragestellung. „Überall, wo von Wert die Rede ist, handelt es sich um einen Vergleich... So meinen fast alle Leute, dass es einen Geldwert an sich gebe; diesen sogenannten Geldwert gibt es nicht. Wir sagen also nicht etwa, daß das Geld in keinerlei Sinn einen Wert habe; es kann vielmehr in vielerlei Sinn einen Wert haben“<sup>16</sup>. Knapp führt dann völlig richtig aus, dass die Frage nach dem „Wert des Geldes“ eine „Verwirrung“ ist, insofern Ware und Geld vertauscht werden: „Diese Art, den Wert des Geldes zu bestimmen, beruht auf einer Umkehr der gegenseitigen Beziehung zwischen Ware und Zahlungsmittel“<sup>17</sup>.

Es ist trivial. Der Maßstab lässt sich nicht mit sich selbst messen. Wie lang ist ein Meter? Die Frage

<sup>9</sup> Zitiert nach Sonderheft des „Wirtschaftsdienst“, März 1922, S. 3.

<sup>10</sup> Knapp, 1905, S. 5

<sup>11</sup> ebd., S. 7

<sup>12</sup> Knapp, 1918, S. VII

<sup>13</sup> ebd., S. VIII, S. 434-445

<sup>14</sup> ebd., S. 434 f

<sup>15</sup> Knapp, 1921, S. 436-448

<sup>16</sup> ebd., S. 437

<sup>17</sup> ebd., S. 436

ist Unsinn. Legitim ist die Frage, wie ein Meter definiert ist: zu Knapps Zeit über das Urmeter in Paris, heute als die Länge der Strecke, die das Licht im Vakuum während der Dauer von 1/299 792 458 Sekunde zurücklegt. Für Geld gilt das Gleiche, und das weiß Knapp: „Andererseits wird gelegentlich geredet vom Goldwerte bei uns oder vom Silberwerte bei uns. Aber in allen diesen Fällen steht es fest, daß wir ein bestimmtes Vergleichsgut im Sinne haben, und zwar dies: unser valutarisches Geld“.<sup>18</sup> Hier kommt der „rekurrente Anschluß“ ins Spiel, den er schon in der ersten Auflage wie folgt behandelt hatte. Was passiert, wenn „der Staat ein neues Zahlungsmittel an Stelle des alten einführt“? Er muss das Zahlungsmittel „erkennbar“ machen, „einen Namen für die Werteinheit“ festlegen und „drittens, die Werteinheit, welche von nun an in Gebrauch treten soll, wird definiert, indem festgesetzt wird, wie sie sich zur vorigen Werteinheit verhält; sie wird also historisch definiert“<sup>19</sup>. Diesen Vorgang nennt Knapp „rekurrenten Anschluß“. Wer sich auf Knapps „Staatliche Theorie des Geldes“ beruft, der sollte wissen, dass Knapp für das Maß der Werte rekurrierend bei Gold und Silber landet.

Wir halten fest: Erstens ist Knapps Buch kein wirtschaftswissenschaftliches, zweitens war er Metallist, soweit es die Wertbestimmung angeht und drittens hatte er kein Problem mit Werttheorie, sonst hätte er den „Wertbegriff“ nicht regelmäßig benutzt. Für seine staats-theoretischen bzw. juristischen Ausführungen brauchte er keine „Werttheorie“. Darum soll sich die Wirtschaftswissenschaft kümmern, sie ist Sache der „Ökonomen“. Dass er eingangs den Anspruch formuliert hatte, mit seiner „staatlichen Theorie“ deren Herleitungen zu „ersetzen“, erschien ihm nicht als Widerspruch. Fest steht dennoch: Werttheorie ist für Knapp nicht „wertlos“, sondern nur seine außerhalb seines Buchs.

## Werttheorien à la Wullweber: Grenznutzen

Eine „kategorische Absage“ erteilte Steinhardt im vorliegenden Text allen „Versuchen, Preise als Maßstab für eine allen Gütern zukommende gleiche Eigenschaft namens ‚Wert‘ verstehen zu wollen.“<sup>20</sup> In

dem früheren Text („Streit über den Geldbegriff“) bezieht er sich auf Wullwebers Buch „Zentralbankkapitalismus“. Dort seien „mögliche Antworten auf geldtheoretische Fragen“ zu finden. Deshalb ist es hilfreich, sich Wullwebers Werttheorie kurz anzuschauen, damit wir eine Vorstellung davon bekommen, wann Werttheorie für Steinhardt nicht „wertlos“ ist.

Wullwebers Ausgangspunkt ist „die Annahme, dass Waren keinen natürlichen oder intrinsischen Wert haben, sondern der Warenwert gesellschaftlich konstruiert ist. Geld drückt das Wertverhältnis der Waren zueinander aus...“<sup>21</sup>. Wenn Waren keinen Wert haben, wie können sie dann in ein Wertverhältnis treten? Ein kleiner Exkurs in Logik: Ein Verhältnis von A zu B unterstellt die Existenz von A und B. Ohne Geld wären Waren für Wullweber wertlos. Statt diesen Widerspruch zu klären, verwirrt er Leser:innen mit immer neuen „Verhältnissen“: dass der „Warenwert gesellschaftlich konstituiert“ ist, dass Warenwert „Qualität – als soziales Verhältnis – nur im Verhältnis zu anderen Gütern aus(drückt)“, dass Warenwert „ein gesellschaftliches Verhältnis (beinhaltet)“, dass das „Wertverhältnis der Waren untereinander Bedarf, Präferenzen etc., also soziale Aspekte und keine objektiven Werte (reflektiert)“<sup>22</sup>. Die ganzen „Verhältnisse“ kulminieren dann im Preis: „Der Preis stellt den gesellschaftlichen Wert einer Sache in Relation zu den Werten der anderen Waren dar“<sup>23</sup>.

Noch mal ein kleiner Logik-Exkurs: weitere Verhältnisse hereinzubringen ändert nichts am Problem. Tritt C in ein Verhältnis zu A zu B, formell: ( C zu ( A zu B ) ), dann haben wir drei Beteiligte, so was wie eine Dreierbeziehung. Treten zwei Verhältnisse A zu B und C zu D in ein Verhältnis zueinander, formell: ( ( A zu B ) zu ( C zu D ) ), dann haben wir vier Beteiligte, ein zwar recht kompliziertes Verhältnis, aber immer ist unterstellt, dass alle Beteiligten real sind. Je mehr Verhältnisse, desto komplizierter – am Schluss kennt man die Ausgangsfrage nicht mehr, so Wullwebers mutmaßliche Vorgehensweise.

Plötzlich, nachdem das Geld auf die Bühne tritt, haben die Waren sogar Werte und Wullweber ist ganz unvermittelt bei der Grenznutzentheorie gelandet. „In diesem Punkt stimme ich mit der Grenz-

<sup>18</sup> ebd., S. 437

<sup>19</sup> Knapp, 1905, S. 17 ff

<sup>20</sup> „Preise als Maßstab“ ist Nonsens. Wer behauptet so was? Maß der Werte und Maßstab der Preis ist,

„metallistisch“ formuliert, das Gold. Vgl. Karl Marx, „Das Kapital Bd. I“, MEW 23, S. 113

<sup>21</sup> Wullweber, S. 54 f., Herv. i. O.

<sup>22</sup> ebd. S. 67

<sup>23</sup> ebd. S. 68

nutzentheorie überein, für die der Preis einer Ware dem Warenwert entspricht“<sup>24</sup>. Kaum hatte er den Waren einen Wert zugestanden, ist er auch schon wieder weg, weil mit der Grenznutzentheorie sich Warenwert in Gebrauchswert auflöst. Wenn die Formulierung „tiefengesellschaftliche Spekulationen“ nicht schon anderweitig reserviert wäre, hier wäre sie passend.

„Geld stellt demnach die Maßeinheit eines Werts dar, der sich aus einem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess ergibt“<sup>25</sup>. Steinhardt teilt diese „Vorstellung Joscha Wullwebers, Warenwerte ließen sich auf ‚Aushandlungsprozesse‘ zurückführen“. All die Redensweisen über Aushandlungsprozesse, soziale Aspekte, Bedarf, Präferenzen legen einen Nebel über die Frage nach der Produktionsweise. Ist sie bestimmt durch bewusste Regulierung, durch bewusste Verteilung von Arbeit und natürlichen Ressourcen entsprechend „Bedarf, Präferenzen etc.“ oder regelt „der Markt“ nach Profitabilität. Die MMT setzt eine „Realwirtschaft“ als gegebenen Fakt voraus, will sich mit ihr nicht näher befassen, gibt ihr aber den Namen „Geldwirtschaft“. Geld gehört ebenso wie Preise in die Sphäre der Zirkulation und der Verteilung. Ob und wie Verteilungsverhältnisse und Zirkulation durch die Weise der Produktion bestimmt sind, ist weder für Wullweber noch für Steinhardt ein Thema. Und weil das so ist, darf für Steinhardt der Kapitalismus nur als Geldwirtschaft interpretiert werden. Aus „nur“ Geldtheorie wird unter der Hand Wirtschaftstheorie = Geldtheorie. Gleichzeitig erscheint die „Realwirtschaft“ als nicht spezifisch kapitalistische bestimmte, sondern als allein am Gebrauchswert orientierte, was sich hinter den Formeln der Grenznutzentheorie verbirgt.

Was für Marktwirtschaftler die „unsichtbare Hand des Marktes“, aus der sich die Verteilung der Ressourcen auf die verschiedenen Produktionssphären ergibt, das untersuchte Marx als „Gesetz des Werts“. Beide Fassungen unterstellen, dass es sich um Allokationsprozesse handelt, die nicht bewusst gesteuert sind. Die Differenz liegt darin, dass Marx in dieser Verselbständigung des Werts die Probleme sieht, die es zu überwinden gilt, hin zu einer bewussten Regelung der Ressourcennutzung bzw. der Verteilung der Arbeit. Die Verselbständigung von fiktivem Kapital gegen reproduktiv eingesetztem zeigt die Notwendigkeit dieser Anschau-

ung, ebenso wie die ökologischen und sozialen Probleme und Gegensätze der Gegenwart. Die von der Gegenseite regelmäßig als Alternative angebotenen „marktwirtschaftlichen Lösungen“ sind keine. Wullweber und Steinhardt erklären die „unsichtbare Hand“ zum „sozialen Verhältnis“, wenn sie behaupten, die Preise wären „gesellschaftlich konstituiert“ und würden sich aus einem „gesellschaftlichen Aushandlungsprozess“ ergeben. Wiederum kann der Vorwurf bezüglich „tiefengesellschaftlicher Spekulationen“ leicht retourniert werden.

Geld ist für Wullweber wie für Steinhardt nur eine nicht weiter bestimmte Recheneinheit. Ein direkter Tausch zwischen zwei Waren gilt Steinhardt, wie wir sehen werden, als ungültige Illustration. Nehmen wir also zwei Warenpreise, beispielsweise für Mehl und Butter. 1 kg Butter kostet 10 RE und für 1 kg Mehl zahlt man 1 RE. Wieso ist Butter zehnmal teurer als Mehl? Welche „Aushandlungsprozesse“ unterliegen dem? Es liegt auf der Hand, dass nicht nur der Markt mit Angebot und Nachfrage bestimmend ist. Es ist eine Sphäre, die für die Geldtheoretiker:innen keine Rolle spielt: die der Wertschöpfung, der Produktion von Butter und Mehl. Kapitalismus ist nicht nur Geldwirtschaft, sondern arbeitsteilige Produktion auf Grundlage von Lohnarbeit, und ihre Produkte haben Warenform. Warenform macht Geld notwendig und das Ganze funktioniert, weil alle Waren nicht nur Gebrauch-, sondern auch Tauschwert haben.

## Steinhardt: Geld und „Machtrelationen“

Die Feststellung, dass „der Gebrauch des Papiergeldes auf Kredit beruht“ (Knapp), interpretierte Steinhardt in dem früheren Artikel<sup>26</sup> als „dogmatische Setzungen nach dem Motto ‚Geld=Kredit‘“. Nach normaler Logik bedeutet „beruht auf“ etwas anders als „ist gleich“. Aber sei's drum. Wichtig ist, dass Steinhardt in Wullwebers Text einen „empirisch adäquaten Geldbegriff“ gefunden hat. Wie, das wird sich noch zeigen. Hier soll nur auf die spezielle Betrachtung des Kredits hingewiesen werden: „Wie hängen Geld und Schulden zusammen, und worin besteht der Zusammenhang zwischen Geld, Ware und Wert?“, fragt Steinhardt. War da nicht noch was

<sup>24</sup> ebd.

<sup>25</sup> ebd., S. 55

<sup>26</sup> Paul Steinhardt, „Streit über den Geldbegriff“, Makroskop 5/2023.

beim Kredit? Hatte der nicht noch eine andere Seite? Richtig: Vermögen, die Gegenposition der Schulden. Nichts gegen Abstraktionen, aber für den Kapitalismus sind Vermögen schon irgendwie kennzeichnend. Warum die einseitige Betrachtung des Kredits in der MMT System hat, werden wir noch sehen.

Der erste Satz aus Marx' ‚Kapital‘ – „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ‚ungeheure Warensammlung‘, die einzelne Ware als seine Elementarform“ – ist offenbar nicht ganz einfach zu verstehen. Schon zu Marx' Zeit wunderte man sich, wieso Marx nicht gleich zur Sache kommt, sondern mit Trivialitäten über „die Ware“ langweilt. Tatsächlich enthält dieser Satz ein zentrales Statement: nicht in allen Gesellschaften nimmt gesellschaftlicher Reichtum Warenform an. In vorbürgerlichen Systemen war Naturalwirtschaft vorherrschend. Erst die „kapitalistische Produktionsweise“ führt zur Verallgemeinerung der Warenproduktion und macht auch die Arbeitskraft zur Ware und Arbeit zu Lohnarbeit. In der Folge entwickelt Marx dann, dass die Ware einerseits einen Gebrauchswert hat, andererseits einen Tauschwert. In letzterem reflektiert sich die Position des Arbeitsprodukts innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung.

Steinhardts Ablehnung von Werttheorie hat vermutlich ihren Grund darin, dass er sich nicht mit Wertschöpfung befassen will. Denn dann müsste er über den Ursprung des Werts schreiben. Statt der Frage nachzugehen, wo der Gewinn denn überhaupt herkommt, ist sein Thema, „woher das Geld kommt“, aus dem der Gewinn „finanziert“ wird. Gewinn gibt es bei Steinhardt nur verkleidet als „Gewinnaufschlag“, bestimmt durch „Machtrelationen“. Dass Kapital einen Anspruch auf Gewinn hat, unterstellt er vermutlich. Zur Diskussion steht nur die Höhe, die durch besagte „Machtrelationen“ geregelt ist.

Geldtheoretiker kennen nur den Markt und das Geld. Auch die Formel  $G-W-G'$  interpretiert Steinhardt auf seine eigene Weise: „Der Kürzel besagt, dass die Produktionskosten (G) für die Produktion der Ware (W) und ein Gewinnaufschlag (') die

Preise (G') von Waren bestimmen...“. Tatsächlich geht es darum, dass mit Geld produktive Ressourcen (Arbeitskraft, Maschinerie, Vorprodukte, Rohstoffe) gekauft werden, die dann mehr Wert produzieren als vorgeschossen wurde. Möglich ist das, weil Arbeitskraft mehr Wert schaffen kann als ihre Reproduktion kostet. Steinhardt fragt stattdessen nach den „Bestimmungsfaktoren von Produktionskosten und Gewinnaufschlägen“ und verweist auf die „für den Kapitalismus typischen Machtrelationen, wie etwa der zwischen Kapital und Arbeit“. Tatsächlich ist es eine Machtfrage, wie sich die Arbeitszeit in notwendige und Mehrarbeit teilt. Und es ist die zentrale Frage, nicht nur „wie etwa“. Aber diese Proportionierung steht bereits fest, wenn die Produktion beginnt. Sie ist der Wertschöpfung nicht nachgelagert und folglich keine Frage der Preisbildung, von „Gewinnaufschlägen“, die sich aus „Machtrelationen“ herleiten lassen.

Auf Verteilungsebene ist diese grundlegende Teilung zwischen notwendiger und Mehrarbeit unsichtbar. Die Höhe der Einkommen bestimmen jetzt scheinbar die Preise, in der Vorstellung einer Lohn-Preis-Spirale beispielsweise. Steinhardts Rechnung mit den Produktionskosten plus Gewinnaufschläge basiert ganz auf dieser Umkehrung. In der Zirkulation werden Äquivalente getauscht, weshalb Aufschläge auf einer Seite Abzüge an anderer Stelle voraussetzen. „Die Verteilung setzt vielmehr diese Substanz als vorhanden voraus, nämlich den Gesamtwert des jährlichen Produkts, der nichts ist als vergegenständlichte gesellschaftliche Arbeit.“<sup>27</sup> Aber auch das verschwindet auf Ebene der Verteilung. In der Zirkulation verwandeln sich die Revenuequellen aus Verteilungs- in Entstehungsgründe. Weil die Unternehmen sich einen Gewinn aneignen können, scheint ein Teil des Werts als vom Kapital geschaffen.<sup>28</sup>

Für die Wirtschaftsliberalen regelt die „unsichtbare Hand des Marktes“ die Verteilung der Ressourcen. Wir unterstellen, dass das auch für eine Geldwirtschaft gilt. Wenn Wullweber bei der Wertbestimmung von einem „gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse“ spricht, dann gibt es einen Konflikt zwischen „unsichtbarer Hand“ und sicht-

<sup>27</sup> Karl Marx, „Das Kapital Bd. III“, MEW 25, S. 830

<sup>28</sup> „Grundeigentum, Kapital und Lohnarbeit verwandeln sich daher aus Quellen der Revenue..., aus Quellen, vermittelt deren ein Teil des Werts in die Form des Profits, ein zweiter in die Form der Rente und ein dritter in die Form des Arbeitslohns sich verwandelt – in die

wirklichen Quellen, aus denen diese Wertteile und die bezüglichen Teile des Produkts, worin sie existieren oder wogegen sie umsetzbar sind, selbst entspringen und aus denen als letzter Quelle daher der Wert des Produkts selbst entspringt.“ Karl Marx, „Das Kapital Bd. III“, MEW 25, S. 830

baren, handelnden Menschen, die „soziale Aspekte, Bedarf, Präferenzen“ ins Spiel bringen. Steinhardt erwähnt dazu die „für den Kapitalismus typischen Machtrelationen“. So löst sich Ökonomie in eine bloße Machtfrage auf. Bestand der Unterschied zwischen Kapitalismus und seinen Vorläufern nicht darin, dass an die Stelle von direkten, unmittelbaren Machtverhältnissen der Markt und die Gleichheit der Marktteilnehmer getreten ist?

Für Marx drückt sich die spezifische Form der Arbeit im Kapitalismus in der Warenform des Produkts aus, darin, dass das Arbeitsprodukt Ware und dass Arbeit zur Lohnarbeit wird. Das nennt er kapitalistische Produktionsweise. Für Steinhardt ist Kapitalismus nur ein anderes Wort für Geldwirtschaft und Ware einfach nur ein Produkt mit Preisschild. Weil ihn die Produktionsweise nicht interessiert, kümmern ihn auch die Warenform und der Wert nicht. Insofern ist es konsequent, dass für ihn das Geld zur Basiskategorie wird. Das ist ihm unbenommen, wird aber zum Problem, wenn es Kriterium für seine Kritik an Krämer wird.

Steinhardt hält Kapitalismus für Geldwirtschaft, Krämer nicht. Weil Waren erst durch Geld einen Preis bekommen, kann es ohne Geld und Preis keinen Wert geben, Krämers Herleitung muss also falsch sein. Steinhardts geldtheoretisches Dogma ist dabei vorausgesetzt: er unterstellt, dass Waren ohne Geld keinen Wert haben, weil kein Preis existiert. Er unterstellt, was er beweisen will. Diesen Zirkelschluss vertuscht er durch den Versuch einer „historischen“ Herleitungen und die strikte Unterscheidung von direktem Tausch und geldvermitteltem. Für beide Arten des Tauschs existiert das Äquivalenzprinzip, weil auch im direkten Tausch auf beiden Seiten gleich „wertvolle“ Dinge stehen. Analysen dieses Tauschvorgangs gelten ihm als „tiefengesellschaftliche Spekulationen über ‚Wertäquivalente‘“, weil sie in sein Konzept nicht integrierbar sind.

Mit diesem Zirkelschluss als Ausgangspunkt für seine Kritik an Krämer disqualifiziert sich Steinhardt eigentlich für die weitere Debatte. Sehen wir dennoch näher: „Wer aus einer ‚Ware‘ Geld ableiten möchte, hat das Konzept der ‚Ware‘ missverstanden. Denn es setzt die Existenz von ‚Geld‘, sowohl als Zahlungsmittel als auch Preisschild (Recheneinheit) voraus“. Und nicht nur Geld, sondern Geldschuld: „...auch beim Kauf von Waren wird immer eine Geldschuld beglichen, da ihrem Erwerb immer ein Kaufvertrag vorausgeht, in dem eine Geld-

schuld etabliert wird“. Weil Waren nur Produkte mit Preisschild sind, kann es ohne Preisschilder keinen Wert geben. Ohne Geld kein Preisschild, deshalb keine Ware. Folglich muss das Geld einen anderen Ursprung haben. Den findet er im Kredit. Aber betrachten wir zunächst den ersten Punkt, das Verhältnis von Geld, Preisen und Wert.

„Versuchen, Preise als Maßstab für eine allen Gütern zukommende gleiche Eigenschaft namens ‚Wert‘ verstehen zu wollen, habe ich eine kategorische Absage erteilt.“ Sehen wir auch hier darüber hinweg, dass nicht Preise der Maßstab sind, sondern Geld, was für Steinhardt vermutlich keinen Unterschied macht. Richtig formuliert stellt sich die Frage, ob erst Geld/Gold als Maßstab da sein muss, weil es ohne dieses keine Preise gibt und erst dann die Ware auch so etwas Wert hat, was auch immer das dann sein soll. Die Reihenfolge wäre: es gibt Geld als Recheneinheit, deshalb Preise, dann Werte. Wahrscheinlich könnte Steinhardt dieser Formulierung zustimmen. Nur hilft es nicht weiter, eine Reihenfolge zu konstruieren, noch nicht einmal, wenn es historisch eine solche Abfolge gäbe. Steinhardt trennt strikt zwischen Tauschhandel und geldvermitteltem Handel: erst dies, dann das, eine historische Abfolge. Im Tauschhandel gibt es für ihn keine Waren, weil kein Preisschild vorhanden ist. Wenn das Geldsystem zusammenbricht, in oder nach Kriegen beispielsweise, Städter aufs Land fahren, um Wertgegenständen gegen Lebensmittel zu tauschen oder Schwarzmärkte entstehen, wo mit Zigaretten gezahlt wird, ist das dann noch Warenhandel? Sind die Zigaretten jetzt Geld oder Ware? Opas Taschenuhr? Der Familienschmuck? Auch im Tauschhandel wird in Proportionen getauscht, die sich aus Warenwerten herleiten. Einen Gegensatz zwischen Tauschhandel und geldbasiertem aufzumachen, wie Steinhardt es tut, ist falsch. Beiden unterliegt eine Wertbestimmung und deshalb ist es legitim, von Warenwert zu sprechen, ohne vorher Geld ins Spiel zu bringen. „Geldwirtschaften sind keine Tauschwirtschaften“, schreibt Steinhardt. Aber es ist völlig gleichgültig, ob es jemals Wirtschaftssysteme gab, in denen Tausch die vorherrschende Wirtschaftsweise war. Worauf es ankommt: bei direktem Tausch spielt der Warenwert genauso eine Rolle wie bei geldvermitteltem.

Mit der Werttheorie „imaginiert man sich eine ‚ungeheure Warensammlung‘ (Marx) und deren ‚Austausch‘ ohne Geld, den es, wie Anthropologen vielfach nachgewiesen haben, niemals gegeben



hat“. Darum geht es gar nicht. Vorbürgerliche Gesellschaften waren auch keine Geldwirtschaften in dem Sinne, dass Geld die Produktion bestimmte. Es waren Naturalwirtschaften und über längere Phasen fand praktisch keine Münzprägung statt. Die Wikipedia klärt auf: „Von der Spätantike bis hin zum Frühmittelalter ging der Umlauf von Münzen in Europa stark zurück. Der Tauschhandel nahm zu und größere Geldgeschäfte wurden oft mit ungemünztem Metall beglichen.“

Der andere Aspekt, die Herleitung des Gelds aus Schuld, ist genauso schief und pseudo-historisch. Ware, Geld und Kredit existieren in vorbürgerlichen Formen. Der Kapitalismus nimmt in seiner Entstehungsperiode diese vorgefundenen Formen auf: er hat weder Geld, noch Waren, noch Schuldner und Gläubiger erfunden. Existierende Formen werden übernommen und passend gemacht. Auch ohne Geld konnte man in Schuld anderer geraten. Schon vor Geldschulden können Blutschulden existieren. Liest man Graeber nur, um sich für die eigene Kritik an einer vermeintlichen Tauschtheorie des Geldes zu munitionieren, dann verpasst man die Passagen über Blut- und Fleischschulden.<sup>29</sup> Es zeigt sich, dass Schulden schon unabhängig von Geld existieren können – ihr schuldet der Gemeinde ein Kamel, weil einer von euch einen von uns getötet hat. Wie könnte aus Kamel/Totschlag ein Geld- oder Wertverhältnis entstanden sein?

Wenn im ersten Abschnitt des ersten Bands von Marx' ‚Kapital‘ nur von Ware und Geld die Rede ist, von Kapital erst später und von Kredit erst noch viel später, dann ist das keine historische Reihenfolge, sondern eine von einfach zu immer komplexer. So geht Wissenschaft: dass besser nicht von allem gleichzeitig geredet wird, weil dabei wenig Vernünftiges herauskommt. Steinhardt macht das Gegenteil. Er unterschiebt der einfachen Transaktion – Barkauf – eine komplexe – Kreditkauf. Um zu beweisen, dass Geld sich aus dem Kredit entwickelt hat, macht er aus einer Geldtransaktion eine Kreditbeziehung.

Hier kann die Betrachtung von Steinhardts Kritik an Krämer erst mal pausieren, weil sie sich als pures Schattenboxen erweist. Statt sich auf dessen Position einzulassen, bringt er pseudo-historische Einwände, die am Kern vorbeigehen. Einerseits existiert erst im entwickelten Kapitalismus verallgemeinerte Warenproduktion und ein Geldsystem auf

Kreditbasis. Andererseits gab es schon in vorkapitalistischen Zeiten Warenproduktion, Geld, Kredit und Zins. Das jetzt gegen Marx' Analyse der kapitalistischen Produktionsweise ins Spiel zu bringen, ist albern. Wissenschaftliche Analyse basiert auf Abstraktionen, und die Darstellung folgt nicht immer historischen Abfolgen. Marx stellte sich keine Tauschgesellschaft von Handwerkern vor, die untereinander Tauschhandel betrieben. Eine Verallgemeinerung der Warenproduktion geschieht erst mit dem Kapitalismus. Der einfache Tausch von Waren gegeneinander ohne Geld soll nur das Wertverhältnis illustrieren. Tatsächlich findet direkter Tausch auch heute statt. Niemand behauptet, dass Tausch jemals als vorherrschende Aktion existierte.

Schon mehr als zwei Jahrzehnte vor Erscheinen des Kapitals notierte Marx: „Der Gegensatz der modernen Nationalökonomien zu dem Geldsystem ist nur der, daß sie das Geldwesen in ihrer Abstraktion und Allgemeinheit gefaßt und daher aufgeklärt sind über den sinnlichen Aberglauben, der an das exklusive Dasein des Geldes im edlen Metall glaubt. Sie setzen an die Stelle dieser rohen den raffinierten Aberglauben... Daher ist das Papiergeld und die Zahl der papiernen Repräsentanten des Geldes (wie Wechsel, Mandate, Schuldscheine etc.) das vollkommene Dasein des Geldes als Geld und ein notwendiges Moment im Fortschritt des Geldwesens.“<sup>30</sup> Wenn Marx mit der Ware und dem Wertverhältnis zwischen zwei Waren anfängt, dann doch nicht, weil ihm Geld und Kredit als irrelevant galten. In der Wertform der Ware ist der komplette Kapitalismus angelegt. Ein solcher Satz gilt Steinhardt vermutlich als „tiefengesellschaftliche Spekulation“, was immer das sein soll. Wir halten es dagegen für eine wissenschaftliche Vorgehensweise, komplexe Zusammenhänge erst aufzudröseln und sich erst danach um die Darstellung der Totalität zu kümmern. Deshalb die Reihenfolge: Ware, Geld, Kapital, Kredit. Wer mit der Lektüre des ‚Kapitals‘ nach Abschnitt 1 aufgehört hat, der verpasst den Rest. Geldwirtschaft und Kapitalismus sind dann nur zwei Begriffe für den gleichen Sachverhalt. Es wäre so einfach. Eine rationale „Werttheorie“ kann nur auf Arbeit beruhen. Schließlich geht es um die Wertschöpfung in einer arbeitsteiligen Gesellschaft, um die Nutzung sozialer und natürlicher Ressourcen. Die „Arbeitswertlehre“ von Adam Smith ist die Grundlage der klassischen Ökonomie. Wie Arbeit

<sup>29</sup> David Graeber, „Schulden“, München 2012.

<sup>30</sup> Karl Marx, „Ökonomisch-philosophische Manuskripte“ (1844, MEW 40, S. 447 f.).

in diesem Zusammenhang genau zu bestimmen ist und wie natürliche Ressourcen in die Rechnung eingehen, darin besteht dann der Unterschied zwischen Smith und Marx.

## Reichtum der Nationen: Wirtschafts- vs. Geldtheorie

Adam Smith gilt als Begründer der Ökonomie als selbständiger Wissenschaft. Sein Hauptwerk „Wealth of the Nations“ – vollständig „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ – trägt diesen Titel nicht zufällig. Ins Deutsche übersetzt wird das meist mit „Wohlstand der Nationen“, gelegentlich auch mit „Reichtum“. Der aktuelle Begriff Wertschöpfung meint nichts anderes. Die ganze ökonomische Wissenschaft hat ihren Ausgangspunkt im Wert. Die Frage nach dem Wohlstand bzw. Reichtum einer Nation hat nicht erst Adam Smith zum Thema gemacht. Für seine Vorläufer, die Physiokraten und die Merkantilisten, hatte der Reichtum einer Nation seine Grundlage in der Landwirtschaft bzw. im Handel. Demgegenüber war Smith der Theoretiker des entstehenden Kapitalismus. Quelle des Reichtums ist nicht eine spezielle Branche, sondern die arbeitsteilig organisierte Volkswirtschaft. Ob der Reichtum der Nation auch für alle Teile der Nation Wohlstand bringt, das stand (und steht) auf einem anderen Blatt. Warum jetzt dieser Exkurs in die ökonomische Theoriengeschichte? Weil Werttheorie nichts anderes ist als die Frage nach dem Wohlstand, dem Reichtum, wie er geschaffen und nicht nur, wie er verteilt wird. Die Frage, was Werttheorie „wert“ ist, lässt sich umformulieren: braucht es noch eine Wirtschaftswissenschaft? Die Antwort von Knapp wurde eingangs behandelt. Die von Steinhardt soll im Folgenden Thema sein.

Was gemeint ist, wenn Steinhardt einen „empirisch adäquaten Geldbegriff“ einfordert, zeigt sich in der letzten Hälfte des Artikels. Es geht um die Idee, „dass Zentralbanken die Macht besitzen, ‚Geld aus dem Nichts‘ zu produzieren.“ Ohne „Geldproduzenten“ sind die Kapitalisten arm dran. Es kommt nur darauf an, zu zeigen, „wer in einer Geldwirtschaft außer den Kapitalisten Macht auszuüben in der Lage ist“. Nein, nicht Marx' Proletarier, nicht

die Gewerkschaft, keine Parteien, es ist die Zentralbank. Darauf muss man erst mal kommen.

Hier wird wieder klar, woher Steinhardts strikte Ablehnung von Werttheorie stammt. Er müsste über Wertschöpfung reden, statt nur über Geld. Es sollte klar sein, dass der Staat nur minimal wertschöpfend unterwegs ist und deshalb seine Ausgaben nicht durch den Verkauf von Waren oder Dienstleistungen finanzieren kann. Deshalb erhebt er Steuern und Abgaben und verschuldet sich notfalls. Steinhardt sieht das anders: „Es ist nicht so, wie Krämer behauptet: dass der ‚moderne Staat auf die Dauer immer den überwiegenden Teil seiner Ausgaben aus Steuern und Abgaben decken muss‘. Ein Staat *muss* seine Ausgaben *nicht* finanzieren, eben weil er mithilfe seiner Zentralbank das dafür notwendige Geld in beliebiger Menge quasi per Keyboard produzieren kann.“ Was hier beeindruckt ist die Flexibilität in Steinhardts Argumentation. Erst verflacht er den Satz, dass Geld auf Kredit beruht zur Gleichung „Geld=Kredit“ und diskreditiert ihn als „dogmatische Setzung“, um ihn bei nächster Gelegenheit falsch historisierend gegen Krämer als Argument vorzubringen. Nur ein paar Absätze später hat er den Kredit wieder völlig vergessen und plötzlich besitzt die Zentralbank „die Macht, ‚Geld aus dem Nichts‘“ zu produzieren. Staatsverschuldung und die damit einhergehende Vermögensbildung bei den „Reichen“? Interessieren ihn nicht. Jetzt ist er ganz bei Ehnts, nur ohne den entlarvenden Satz – „Staatsschulden? Gibt es gar nicht!“<sup>31</sup> – auszusprechen. Wir haben eingangs seinen Satz über den Kredit zitiert, in dem er von Geld und Schulden spricht, aber die Vermögen weglässt. Was er nicht wahrhaben will: Staatsverschuldung ist Vermögensbildung, allerdings nur für eine Minderheit.

Steinhardt müsste seine Vorstellungen vom Kreditsystem als übergreifend gegenüber Staat bzw. Zentralbank einerseits, „der Wirtschaft“ andererseits explizieren, damit das überhaupt der Kritik zugänglich wird. Die Frage nach dem „Wert von Werttheorie“ ist tatsächlich eine danach, was Wirtschaftstheorie jenseits von Geldtheorie ist. Löst sich Wirtschaftstheorie in Geldtheorie auf, weil Kapitalismus nur Geldtheorie plus „Machverhältnisse“ ist? Interessiert man sich nicht mehr dafür, wie und wo der Reichtum produziert wird, dann löst sich

<sup>31</sup> Dirk Ehnts, „Vorbild Biden: Mit der Modern Monetary Theory aus der Krise?“, Blätter für deutsche und internationale Politik, 7/2021, S. 116.

die spezifische Produktionsweise in Produktion an sich und außerökonomische Gewalt- oder Machtverhältnisse auf. Entweder man analysiert Feudalismus und Kapitalismus als unterschiedliche Produktionsweisen. Oder man lässt die Wertschöpfung außen vor und sieht die Differenz allein in den Machtverhältnissen. Tatsächlich geht eine Produktionsweise einher mit spezifischen Machtverhältnissen und einer bestimmten Verteilung des Wohlstands. Was den Kapitalismus speziell macht, ist die Verlagerung von persönlicher Macht in anonyme, sachliche Verhältnisse. Unmittelbare Zwänge haben sich in Sachzwänge verwandelt. Die „gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse“, von denen hier schwadroniert wird, sind immer durch die Sachzwänge „der Wirtschaft“ beschränkt. Ist es nicht seltsam, dass in diesen „Aushandlungsprozessen“ statt bezahlbarem Wohnraum bevorzugt Luxuswohnungen und seltsame Wolkenkratzer gebaut werden? Nur als Beispiel. Welche „Aushandlungsprozesse“ waren da zugange, welche außerökonomischen Machtverhältnisse? Oder entsprach es ökonomischer Logik, der „unsichtbaren Hand“?

Diese Argumentation unterstellt nicht, dass Wollweber, Ehnts, Steinhardt oder überhaupt die MMT zu den Marktradikalen gehören, für die der Markt allein zu einem Ausgleich von Angebot und Nachfrage führt. Im Gegenteil, der Nicht-Ausgleich ist gerade Grundlage ihrer Theorien. Ihre Existenz ist deshalb zwiespältig: einerseits teilen sie mit den Marktradikalen die Vorstellungen von der Marktwirtschaft, wenn auch nicht so radikal, andererseits sind ihre Interventionsvorschläge auf die üblichen marktwirtschaftlichen Instrumente beschränkt. Der Staat soll mit dem geliehenen Geld nicht etwa alternative Produktionsweisen fördern, sondern bleibt von der Wertschöpfung der Unternehmen abhängig. Darauf muss man erst mal kommen.

Steinhardt ist halt Geldtheoretiker, um Wertschöpfung sollen sich andere kümmern. Die „Realwirtschaft“ bleibt völlig unbestimmt. Krämer schrieb: „Der Wert als Regulator der Produktion und des Austausches der Waren ist ein emergentes Phänomen des ökonomischen Systems als eines Subsystems der Gesellschaft insgesamt, das sich in der Wechselwirkung und Konkurrenz der Unternehmen, der Arbeitenden und der Konsumenten durchsetzt“. Das ist Steinhardt natürlich wieder zu

spekulativ-tiefenpsychologisch. Formulieren wir es anders: Im Kapitalismus wird die Verteilung der Ressourcen (Arbeit und natürliche) nicht bewusst geregelt, sondern über einen Profitmechanismus. Wäre das anders, würde von Wohnen, Verkehr, Umwelt bis Gesundheit, Pflege, Altersversorgung der Reichtum der Nation praktisch nichts so sein, wie es ist. Wer den Kapitalismus als Geldwirtschaft beschreibt, der sollte begründen können, warum das Geld regelmäßig an den falschen Stellen landet, warum hier Geld da ist und dort nicht. „Dabei aber wird man um die Analyse der für den Kapitalismus typischen Machtrelationen, wie etwa der zwischen Kapital und Arbeit, nicht herumkommen.“ Schreibt Steinhardt. Gehören diese „Machtrelationen“ in die Rubrik Ökonomie oder zur Politik?

Wir haben bereits früher das Argument vorgebracht, dass sich im Kreditsektor ein völliges Missverhältnis zwischen produktiv angewandtem Kapital und fiktivem, spekulativem Kapital herausgebildet hat.<sup>32</sup> Staatsschuld ist ein Teil des fiktiven Kapitals, weil es nicht Realkapital ist, sondern längst verfrühstückt wurde. Ehnts glaubt, Staatsschulden seien keine Schulden. In realen Leben sind staatliche Schuldpapiere das Vermögen von Leuten, die dafür Zinsen haben wollen und gegebenenfalls die Papiere verkaufen. Dazu kommt: wer zahlt, der bestimmt. Die Gläubiger des Staates achten stets darauf, was mit ihrem Geld gemacht wird. Die Voodoo-Politik der Reagan-Jahre war bei den Vermögenden konsensfähig, weil Steuersenkungen ihnen zugutekamen. Eine sozial-ökologische Politik wird die gleiche Klientel anders bewerten. Staatsverschuldung bedeutet Vermögensbildung der Reichen. Wen wundert es, dass die FDP so schnell mitgemacht hat, als Staatsverschuldung in „Sondervermögen“ umbenannt wurde.

Betrachten wir noch kurz die Macht der Zentralbank bzw. des Staates. Angenommen, sie könnte nach Belieben den Zins fixieren und Geld produzieren, wie die MMT unterstellt. Damit hätten Staat und Zentralbank noch längst keinen Einfluss auf die Wertschöpfung, ganz egal, welche Vorstellung von Wert man hat. Mehr noch: der Staat ist sogar so schwach, dass er nicht genug Steuern einzuziehen vermag, damit er seine laufenden Ausgaben finanzieren kann, ohne dazu Schulden machen zu müssen. Selbst wer einer Grenznutzenvorstellung

<sup>32</sup> Werner Polster/Hans Wiederhold, „Zentralbankkapitalismus – Kritische Anmerkungen zu einem neuen Buch“ <https://euroordo.eu/2021/10/01/zentralbankkapitalismus->

[kritische-anmerkungen-zu-einem-neuen-buch/](#); Hans Wiederhold, „Geld ohne Schulden“, Makroskop 2/2023.

anhängt: in „der Wirtschaft“ müssen die Güter produziert werden, weshalb sie gegenüber Staat und Zentralbank am längeren Hebel sitzt. Die Zentralbank produziert nur bedrucktes Papier, nicht wirklichen Reichtum. Sie ist nur ein Papiertiger und außer der MMT weiß das jeder. Das ließe sich ändern, selbstverständlich. Der Staat könnte das „produzierte“ Geld für den Aufbau eines gemeinwirtschaftlichen Produktionssektors verwenden, übrigens eine Idee auch der MMT, genauso wie die Forderung nach einem „Recht auf Arbeit“.<sup>33</sup> Diskutiert man an dieser Stelle weiter, ist sofort klar, dass es sich bei Werttheorie nicht um einen Spleen von Smith, Ricardo oder Marx handelt, sondern dass sie von der Verteilung der Ressourcen auf die verschiedenen Sphären der Produktion handeln. Der Unterschied von Marx zu den Klassikern besteht dann darin, dass für ihn die naturwüchsige Verteilung der Ressourcen nicht die letzte Stufe der Entwicklung sein muss. Was in der bisherigen Ökonomie das „Wertgesetz“ regelt, wäre dann tatsächlich ein „gesellschaftlicher Aushandlungsprozess“, und der Wert würde verschwinden und nur eine „Ökonomie der Zeit“ würde fortbestehen: „Ökonomie der Zeit sowohl wie planmäßige Verteilung der Arbeitszeit auf die verschiedenen Zweige der Produktion bleibt also erstes ökonomisches Gesetz auf Grundlage der gemeinschaftlichen Produktion.“<sup>34</sup>

Ehnts Idee, dass die MMT ‚nur‘ Geldtheorie ist und deshalb anschlussfähig sein kann, links und rechts, scheitert daran, dass in der Debatte die eigene Idee von Geld – was Steinhardt „empirisch adäquaten Geldbegriff“ nennt – als Dogma unterliegt, an dem andere gemessen werden. Passend wäre dabei deshalb nur Geld, das sich „aus dem Nichts“ schaffen lässt und damit kann nur die MMT dienen. Hinzu kommt, dass die Frage nach der Wertschöpfung nur hintenrum, beim „Recht auf Arbeit“, in die Debatte kommt. Ansonsten wird die „Realwirtschaft“ als existent und funktionierend unterstellt. Über Keltons Buch lässt sich immerhin insoweit diskutieren, als mit dem „Recht auf Arbeit“ indirekt Wertschöpfung und Verteilung der Arbeit zum Thema wird. Hier wäre entscheidend, ob es um „produktive“ Sektoren wie Energieversorgung, Wohnungsbau, Verkehr etc. geht oder nur um Modelle von Zweitem Arbeitsmarkt, ABM-Konzepte und Ähnliches. Klar ist auch, dass es weder um rein staatliche Transfers, Subventionen u. ä.

gehen darf und dass es sich dabei nicht um „Staatsbetriebe“ handeln kann, dass vielmehr gemeinwirtschaftliche, genossenschaftliche Strukturen geschaffen werden müssen.

<sup>33</sup> Stephanie Kelton, „The Deficit Myth“, New York, 2021.

<sup>34</sup> Karl Marx, „Ökonomische Manuskripte 1857/58“ (‚Grundrisse‘), MEW 42, S. 105.

## **Bisherige Ausgaben**

**2023.01** Knapps „Staatliche Theorie des Geldes“.

Verwaltungsrecht statt Nationalökonomie

**2023.02** Geld ist eine „Steuergrütschrift“

Eine „kopernikanische Wende für die Geldtheorie“

<https://marktkritik.de>  
<https://twitter.com/marktkritik>

**markt  
kritik**